Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 8

Artikel: Ein Lebenskampf
Autor: Ulrich, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667181

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schaffensmut gespendet hat! Es sind ja so kostbare und unvergängliche Stücke reinster Liedhaftigkeit und seelischer Selbstoffenbarung darunter, wenn wir sie nur zu finden und zu hören verstehen! Und auch hier reifen die Früchte zusehends im leuchtenden und vertiefenden Herbstschimmer der lyrischen Späternten!

Was sollen wir dem Jubilar nun weiterhin Besseres zu seinem von Stadt und Land allerorten dankbar gefeierten Ehrentage wünschen, als daß ihm und uns Empfangenden und Genießenden noch auf lange Jahre hinaus die erfreuende und nimmermüde Schaffenskraft erhalten bleiben möge, deren er selbst so sehr zu einem befriedigten und beglückten Leben bedarf; so lange unser Dichter wirken und schenken kann, was ihm am Herzen liegt und ihn seelisch erfüllt, so lange wird er uns jung und unversehrt erhalten bleiben und sich seines Wirkens dankbar freuen dürfen. Möge er seinem ohnehin stattlichen Lebenswerke in unbeirrbarer Frische und Tatenlust noch manche köstliche Perle hinzufügen und uns ein immer wertvolleres und reicheres dichterisches Erbe und Vermächtnis hinterlassen können; das ist ihm wohl selbst der schönste Lohn für sein stetes dichterisches Mühen und Ringen. Sein Land und Volk wird ihn und seine Schöpfungen nicht so bald vergessen und ihnen die wohlverdiente Treue halten!

Und so wird Ernst Zahns dichterisches Lebenswerk neben demjenigen Federers und Huggenbergers und in würdigem Verein mit den unvergleichlichen Gaben unserer heimatlichen Mundartdichter Lienert, Reinhart und von Tavel bestehen und gelten als das Werk eines vaterländischen Dichters, der über Höhen und durch Tiefen wandelt, der seinen vorgezeichneten Weg sicher und unbeirrt geht bis ans ferne, von ihm ersehnte und erwünschte hohe Ziel, und dessen Schaffen ihm beides ist: „Wille und Schicksal", vereint in unverbrüchlicher Treue gemäß seiner Bestimmung und seinem Lebensgesetz. Wir aber wollen in herzlicher Dankbarkeit und aufrichtiger Anerkennung den Dichter und sein Werk immerdar ehren und lieben! —

Alfred Schaer.

Herbstspaziergang.

Wundersame Spätherbsttage!
Goldnes Laub streut Baum um Baum.
Ueberm dunklen Tannenschlage
liegt des Abends blauer Saum.

Warte, wo des Waldes Pfade
kreuzen, die man scheu betritt,
wo vom Huf nicht, noch vom Rade
je die Spur ins Erdreich schnitt.

Warte mein, damit wir schlendern,
Hand in Hand und ohne Ziel,
wie verirrt aus fremden Ländern
und geheimen Drängens Spiel.

Daß wir streifen, daß wir irren,
wo kein Vogel jetzt mehr singt,
nur der letzten Schwalben Sirren
aus verbauten Lüften dringt,

als vermöchte nie zu enden
der beglückten Stunden Flut
und uns bliebe, zu verschwenden
eines zweiten Lebens Gut.

Ernst Zahn.

Ein Lebenskampf.

Von Maria Ulrich.

Anmutig und herb zugleich ist jene urschwyzerische Landschaft, deren schmales Tal zwischen dem einsamen See, der vielgestaltigen Rigikette mit ihren mächtigen Nagelfluhfelsen, den zackigen Kalkfelsen der silbergrauen Mythenberge, ruht. Wenn das lichte Grün des jungen Laubes die schroffen Kanten der Bergstufen und die Schluchten der Wildbäche überwölbt, wenn das zarte Weiß des Kirschenblustes die Talgegend mit ihren vielen blühenden Bäumen lieblich macht, aus dem gründunkeln Bergwald schimmert, und von den Berghöfen herab, deren Baumbestände bis zu den hohen Felsen reichen, dann gleicht der Frühling die Übergänge von jähem Fels zu fruchtbarem Land aus. Im sanften Gras der Matten weiden braune Kühe und kleine Herden von wolligen Schafen, Tiere, die zu den Heimwesen mit den sonnenverbrannten, durch ihre Klebedächer so heimeligen Holzhäusern gehören. Aus den Höfen, von denen jeder einen alten

Namen trägt und eine Welt für sich bedeutet, atmet der Friede des ländlichen Lebens in ruhigen Zügen.

Um die Sommersonnenwende vollzieht sich der Aufbruch vom Tal nach den Höhen. Im langen Zug der Herden schreiten die Hirten mit ihrer Bürde an sauberen Geräten und achten darauf, daß die Tiere auf dem Weg bleiben. Helleres und dumpferes Anklingen der „Trichlä" vereint sich zum melodischen Herdengeläute. Mit Jodlern, den urtümlichen Hirtenliedern dieses Bergvolkes, jubeln die Sennen dem Strahlenfeuer der aufgehenden Sonne entgegen, die kühl betaute Weiden in ihren warmen Glanz aufnimmt. Die Herrlichkeit des Sommers tut Menschen und Tieren wohl; strahlende Tage mit einem einfachen und frohen Leben vollenden sich zu erhebenden Abenden, mit dem feierlich durch das Abendrot hintönenden Betenruf der Hirten.

Nach den blausilbernen Septembertagen röten sich die Kirschbäume; die Herden sind von den Alpweiden niedergestiegen auf die Matten mit den späten Margriten, die im innigen Lichte der Oktobertage blühen. Nach dem herbstlichen Glühen des Bergwaldes werden die Farben strenger, die Umrisse der Felsen schärfer. Nächte kommen ohne Sterne, wo in den Höfen kaum ein Licht wacht, kein Laut vernehmbar wird außer dem Wehen des Windes, dem Rauschen der Wildbäche. Der Mond, aus schwarzem Forst in erbleichendes Gewölk aufsteigend, belichtet matt die weitgezogene Gratlinie der Rigikette. In solchem Schweigen, wo die Landschaft in die Unendlichkeit lauscht, schlägt ihr Herz still und stark.

Windumbraust stehen die dunkeln Berge unter dem Wolkenhimmel des Novembers; ihre kahlgewordenen Weiden, ihre Wälder mit den entlaubten Bäumen und tiefgrünen Wettertannen, ihre grauen Flühe sind herb.

Anmutsvoll trug diese Landschaft den weißen Kranz des Frühlings, sie war schön im Erglühen des Sommers, ergreifend im großen Traum ihrer einsamen Nächte, heroisch in der Wassernot ihrer Wildbäche. Nun breitet der Schnee sein weißes Gewand über sie, die sich in die Ruhe und das Warten der vierten Jahreszeit versenkt. Doch nach der Wintersonnenwende leuchtet wieder Frühlingsahnung aus dem himmlischen Licht der Sonne, das die Berge in der Runde wunderbar verklärt.

Diese Landschaft ist die Heimat der achtzehnjährigen Magdalena Abegg.

Um ihre kürzlich gestorbene Mutter trauernd, kommt zu des Mädchens Leid die schwere Botschaft, daß ein stürzender Baum ihren Vater beim Holzfällen erschlagen habe.

Leni wohnt im Nachbardorf bei Verwandten, bei einer Weißnäherin, deren Beruf erlernend. Aus dem hellen Märztage aufschreckend, über den der Tod seinen Schatten legt, schon zum zweiten Mal in ihrem jungen Leben, wendet sich Magdalena von der Nähmaschine ab, reicht der laut klagenden Base die Hand und läuft den zweistündigen Weg nach Hause. Sie ist in der „weiten Risleten" daheim, einem mühsam zu bearbeitenden Heimwesen mit kargem Ertrag. Banken belehnen infolge des geringen Nutzens nicht einmal den niedrig angesetzten Gültwert der Liegenschaft. Ein rauher Fußweg führt vom Dorf über die Lehnen der ersten Bergstufe, wo das kleine „Tätschhus" mit angebautem Stall am Hang lehnt. Der zum Anwesen gehörende Landteil besteht aus der Hausmatte mit Grasertrag für Kuh und Ziege, sowie Schafweiden am Risbach, der bei Überschwemmungen oft sein Geröll ins magere Gras schiebt. Risleten ist wohl eines der ärmsten Heimwesen unter den teilweise stattlichen Höfen der Gegend. Doch für die Familie Abegg bedeutet das schlichte Bergheimeli ein eigenes Haus, eigene Erde.

Die arbeitsamen Eltern bewältigten mit ihrer tapferen Arbeit unverzagt den harten Existenzkampf. Sie beschafften für ihre fünf Kinder das Notwendige und ernährten zudem zwei ältere, erwerbsunfähige Geschwister des Hausvaters. Wo würden der schwerhörige und manchmal etwas störrische Vetter Melchior — Melk genannt — und die wunderliche, mit sich selbst redende Base Käthi die Geduld und Nachsicht finden, der sie zum Leben bedürfen?

Magdalena und ihre Geschwister hatten sich bei einer frohgesinnten Mutter und dem ernsten, doch zufriedenen Vater sehr glücklich gefühlt. War das „Tätschhus" eng, fanden die Kinder umsomehr Raum im Freien mit dem Brunnen unter der runden, golden schattenden Krone des Ahorns. Spielgefährten waren ihnen die Tiere, besonders die munteren Geschöpfe wie Kälbchen, Lämmer, Gitzi und Küken. Matten und Wald beschenkten die Kinder mit Blumen und Früchten; für die erlesensten Beeren und Pilze hatten Abeggs ihre Abnehmer im Dorf, wo sie auch Eier und Anken verkaufen konnten und vom Ertrag ihren Rückenkorb mit Brot und Spezereien füllen.

Die Heimkehrende gedenkt dieser Kindheit, und bei dem Gedanken, daß Mutter, Vater schon

von ihnen weggestorben sind, lösen sich ihre Tränen. Weinend kommt Magdalena heim zu den Ihren.

Arbeitskameraden — Holzfäller wie der Verunglückte — tragen den Tannensarg des Abegg von der Risleten zur Kirche nieder. Die jungen Waisen, deren schwarze Kleider das blonde Haar der Kinder rührend hell erscheinen lassen, die weltfremden Verwandten folgen in gebeugter Haltung. Magdalenas Herz schmerzt vor Trauer, aber sie hat aufgehört zu weinen, denn sie muß nun den Platz der Eltern einnehmen, den jene im Haushalt hatten. An den Gräbern gelobt sie sich, den Geschwistern und den alternden, unbeholfenen Verwandten die Risleten zu erhalten, damit sie auch weiterhin ein Heim haben. Der Mut, die Arbeitsfreude, das fromme Vertrauen, die das Leben der lieben Eltern durchseelten, sie bleiben ihr als Vorbild eingeprägt, dem nachzuleben ihr jetzt den einzigen Trost gewährt.

In einem Jahr wird Dominiks, des Bruders Schulzeit zu Ende gehen. Er ist ein verständiger Bursche und kann die Tiere versorgen wie ein junger Bauer. Regine ist zwölfjährig, Dorli sieben, Niklaus — Nik gerufen — ein vierjähriges Büblein.

Der Vormund hat die Ansicht, daß man die Risleten, die ohne Vaters Taglöhne nicht sieben Menschen ernähre, verkaufen, die Kinder bei Verwandten, Käthi und Melk im Bürgerheim unterbringen sollte. Magdalena begründet und verteidigt ihre Aufgabe mit Festigkeit, so daß sie den Zweifler überzeugen und ihren Anfang beginnen kann.

Die Scheu, die Bergbewohnern eigen ist, überwindend, begibt sich Lena Abegg auf die Arbeitssuche. In dieser industriearmen Gegend sind die Verdienstmöglichkeiten eng begrenzt. Für Leni, die angehende Weißnäherin, kommt am ehesten die im Dorfe neu eingeführte Fabrikation von Wäsche in Betracht, und sie frägt dort um Beschäftigung. Das schlanke, kräftige Bergmädchen, hübsch mit seinen frischen Wangen, dem hellen Blond seiner Zöpfe — die an reife, volle Ähren erinnern —, dem klaren Blick der blaugrauen Augen, macht einen sympathischen Eindruck.

„Können Sie nähen? Maschinennähen?" erkundigt sich die Vorarbeiterin.

„Ja. Ich lernte das Weißnähen. Aber ich konnte die Lehre nicht fertig machen. Mein Vater ist gestorben . . ." Die junge Stimme versagt.

„Da möchten Sie gerne verdienen? Sie können am Montag zur Probe antreten," entscheidet die Vorarbeiterin.

Magdalena Abegg dankt herzlich: „Vergelt's Gott."

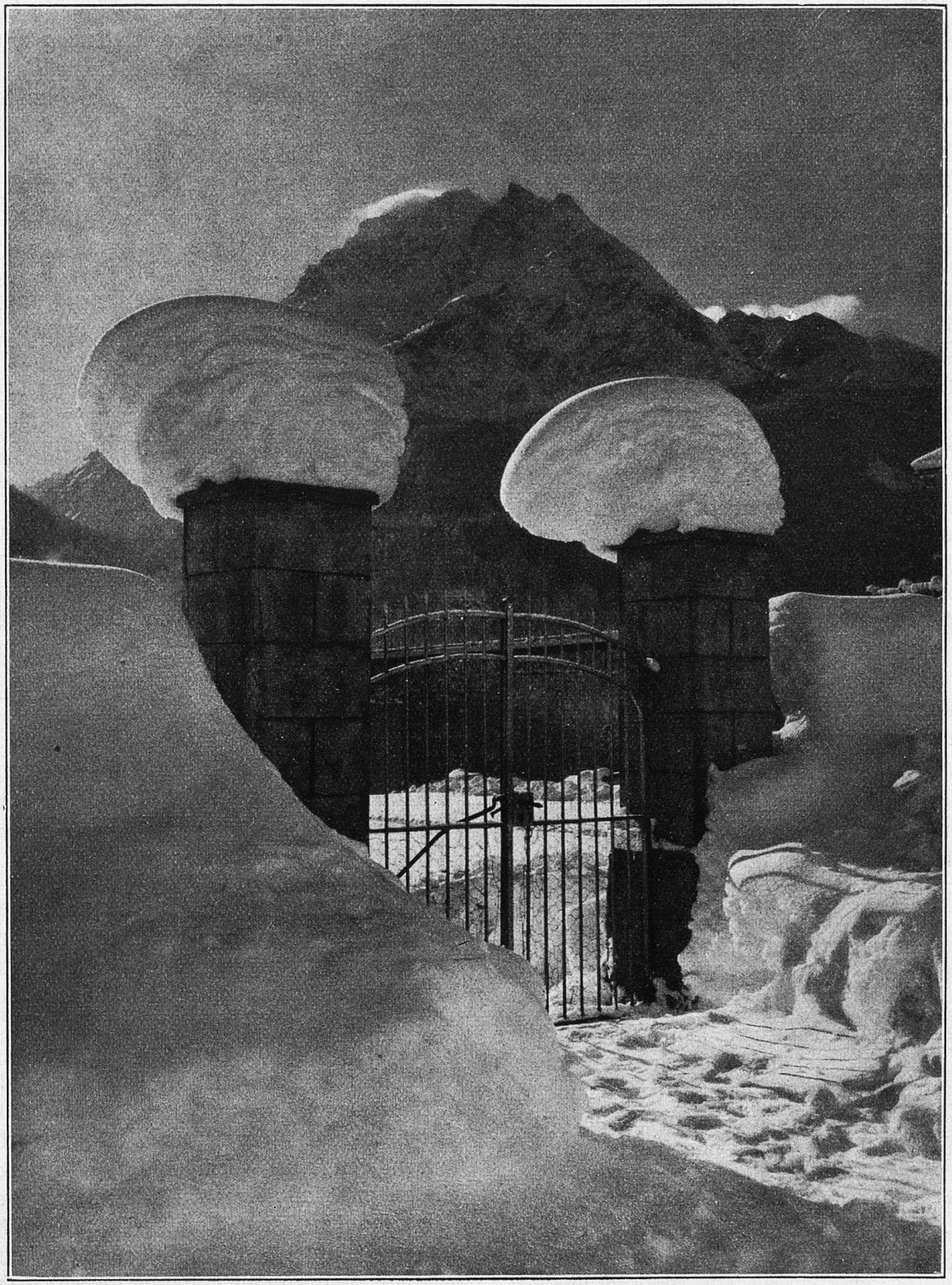
Am Eintrittstag findet sich die Anfängerin frühzeitig im Saal ein, wo eine Klassengenossin von Leni Hemdenstoff zum Zuschneiden über einen Tisch spannt. Sie nickt der schüchternen Waise ermunternd zu.

Die Vorarbeiterin weist der „Neuen" bei den reihenweise gestellten Nähmaschinen einen Fensterplatz an. „Sie haben einen weiten Weg von Ihrem Bauernhof bis zur Fabrik," bemerkt sie freundlich.

„Ich komme gern," antwortet Lena, und sie spricht die Wahrheit. Obwohl nach Herkunft keine Industriearbeiterin, hat sie bei ihrem Verkauf von Lebensmitteln im Dorfe, wo man ihr mit Frankenstücken aus den Lohntäschchen der Fabrik die Sachen bezahlte, gelernt, daß der Industrieverdienst auch die Bauernfamilien stützt. Sie sendet einen entschlossenen Blick nach dem Rigiberg, wo ihr kleines, braunes Haus steht, wo die frühlingshafte Erde der Risleten grünt. Für das Bauernkind wird in dieser Stunde, da ihr Lebenskampf anhebt, der Berg in der Morgensonne mit dem heiligen Elternerbe zu einem Sinnbild des Glückes auf Erden.

Frauen und Mädchen strömen nun in den Saal. Magdalenas Nachbarin ist eine ebenfalls Neueingetretene. Dieser und Leni Abegg erklärt nun die Vorarbeiterin den Mechanismus der Motornähmaschine, das Einsetzen und Steppen der Stoffteile, das Spulen des Fadens während des gleichzeitigen Nähens. Es handelt sich um eine verblüffend rationell arbeitende Maschine, die 3000 Stiche in der Minute hergeben kann. Eine kurze Berührung mit der Schuhspitze genügt, um die Maschine in Bewegung zu bringen; getrieben von elektrischer Kraft, eilt die Nadel auf der Stoffläche dahin, ein rasches Bremsen mit dem Absatz bewirkt Stillstand.

Die Demonstration, wobei der braune Spangenschuh der Vorarbeiterin in Funktion tritt, bringt Leni, die früher Schuhe und Kleider kaum beachtete, zum Bewußtsein, wie klobig ihre eigenen Schuhe aus derbem Rindleder auf den Fuß der Maschine treten. Sie darf kaum an ihrer schwarzen Kleiderschürze entlang sehen. Käthi hat die früher rotgetupfte auch gar zu trübe gefärbt. Ärmlichkeit dieser äußeren Dinge, die so gar nichts gemeinsam haben mit der inneren Schönheit ihrer Aufgabe, machen das Mädchen



Ein Wintermorgen. Phot. Feuerstein. Schuls-Tarasp.

im Ziel neugieriger Blicke befangen. Während sie ihre ersten Nähte auf einem „Lehrplätz" steppt und sich von der Wundermaschine, die immer sofort fertig ist, überraschen läßt, so daß sie das Bremsen versäumt und daneben näht, begreift die Lernende, daß ihr bisheriges Können vor der Arbeitsmethode des modernen Betriebes nicht bestehen kann. Das ist nicht mehr das behagliche Schaffen wie daheim mit dem Rumpelmaschinchen, wo sie Kleidungsstücke für die Geschwister nähte, auch nicht die Handwerksart der Base, wo man an ein Hemd genügend Arbeitszeit wenden konnte, und nur gefordert wurde, daß dieses exakt genäht sei. Hier im Fabriksaal ist beides unerläßlich: Exaktheit und Geschwindigkeit. Teile eines Hemdes oder einer Sportbluse gelangen zugeschnitten in die Hände einer Näherin, die keine Fadenschläge ziehen darf, weil das zu zeitraubend wäre und Falten genau nach Augenmaß biegen soll.

Eine unerreichbar scheinende Gewandtheit der bereits geübt arbeitenden Belegschaft vermehrt noch die Verwirrung der „Neuen". Leni Abeggs Nachbarin regt sich über das Verpassen der Bremse auf, und in ihrer Nervosität will ihr keine anständige Naht geraten. „Das werde ich nie lernen können!" ruft die vom ersten Mißerfolg Entmutigte aus. Sie bleibt nach der Mittagspause weg.

Am Abend ist Magdalena niedergeschlagen über ihre schwerfällige Auffassung, sie fühlt sich sehr müde und außerdem von der Angst geplagt, man könne sie wegen mangelhaften Leistungen nach der Probezeit entlassen. Doch durchaus gewillt, am kommenden Tag ihre Versuche wieder aufzunehmen, marschiert sie nach der Risleten.

Ihre jüngere Schwester, da sie die Gestalt der Heimkehrenden auf dem Weg erkennt, geht ihr mit den Kleinen entgegen. „Habe die Aufgabe fertig und die zerrissene Ferse an Dominis Strümpfen eingestrickt," gibt Regine ungefragt Auskunft. Dorli und Nik haben Weidenpfeifen, sie lachen, plaudern vom Daggelhundli und vom Schaf Urfel und legen ihre weichen Händchen in die Hände der mütterlichen Schwester. Wie wird es Magdalena doch wieder wohl bei den Kinderchen, deren Gemüt noch flügelleicht ist.

„Wie erging es dir in der Fabrik?" frägt Regine.

„Vorher meinte ich etwas vom Nähen zu verstehen. Aber das ist nichts gegen das Schaffen mit den neuen Maschinen," gesteht Lena etwas bekümmert, setzt jedoch sogleich hinzu: „Was will der erste Tag sagen!"

Mit neuem Mut, mit dem festen Vorsatz: es muß gehen, überwindet die Anfängerin die erste Woche. Nun sie ihre Maschine kennen lernt, erschrickt sie nicht mehr über die Schnelligkeit derselben und wiederholt gefaßt die Handreichungen, die darin bestehen, daß sie den Stoff leicht unter der Nadel hindurch führt und das Bremsen nicht versäumt, wenn die Naht fertig ist. Die Vorarbeiterin erklärt sich von Lenis Probehemden befriedigt.

Nach dieser Probe wird die neue Näherin in die Gemeinschaft der Arbeiterinnengruppe aufgenommen, von denen eine jede immer denselben Teil eines Hemdes behandelt. Leni steppt Kragen. Durch die stete Wiederholung der gleichen Arbeit erreichen die Näherinnen eine fabelhafte Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit an ihre Maschinen. Diese Teile werden am laufenden Band von einer Spezialistin zur andern gereicht und zusammengesetzt, eine Arbeiterin näht mit einem Maschinchen fix Knöpfe an, ein Apparat schneidet Schlitze und faßt sie mit feinen Stichen ein. Zuletzt werden die Wäschestücke flink gebügelt. Die Lager füllen sich rasch mit weißen, blauen, gelben, grünen, lilafarbenen Hemden und Sportblusen.

Auch in diesem stillen Dorf inmitten der Berge mit der Beschaulichkeit des Landlebens — die eine Fabrik erweckt nicht den Eindruck einer industriellen Gegend — kämpft eine Industrie um ihre Existenz. Schnelligkeit ist ihr Gebot, denn Arbeitgeber, Arbeitnehmer erliegen im harten Wirtschaftskampf, wenn sie das vorwärtsdrängende Tempo der Technik, Rekordleistungen bezweckend, nicht einhalten können. Die Technik hat durch Vervollkommnung ihrer mit hohen Tourenzahlen laufenden Maschinen, den Nutzeffekt derselben steigernd, das Handwerk auf manchen Gebieten unterworfen, hat viele Menschenhände arbeitslos gemacht. Im Nähsaal, wo die Motoren surren und geschickte Frauenhände Rekorde erreichen, von denen niemand spricht, ist es keine Ausnahme, daß dieser Akkordverdienst die einzige Einnahme einer Familie ist. Gänzlich veränderte Industrieverhältnisse haben für billig arbeitende Frauen noch Beschäftigung, während Männer und der Schule entlassene Jungens vielfach nur noch Gelegenheitsarbeit finden. Darunter gibt es Gatten und Brüder, die es nicht unter ihrer Würde halten, Hausarbeit zu übernehmen, so daß die alleinverdienende Frau in ihrer Häus-

lichkeit ein wenig Ruhe hat. Andere sind verbittert und gehen ihre Wege, erschweren der Frau mit Unzufriedenheit das Leben. Niemand weiß, wie sich die Zukunft gestalten wird.

In den Weltkampf der Wirtschaft ist der Lebenskampf der einzelnen Völker, der einzelnen Menschen eingespannt. Jener der Magdalena Abegg, gemessen an der Heimatlosigkeit vieler Industriearbeiterinnen, ist nicht weniger mühsam als der der andern Näherinnen, denn auch sie läßt die Maschine rasen, um Geld heimzubringen, aber ihr Kampf ist frei von Bitterkeit. Sie ist jung, hat einen strahlenden Lebensglauben, der sich im hohen Sinn ihrer Aufgabe erneuert und aus ihrem tiefen Heimatempfinden heraus frische Kräfte in der Natur holt. Als Ausgleich für die langen Fabriktage hat sie den Heimweg durch die Wiesen, wo Grillen zirpen und es warm und köstlich nach Heu duftet. Dieser Landschaft von ganzer Seele zugetan, lebt sie nach der Maschinenarbeit auf, wenn sie die lila Blüten des Kartoffelackers am Riesbach betrachtet und Tannenduft vom Bergwald über ihre heiße Stirne streicht. Statt wie manche ihrer Kameradinnen vom Nähsaal einen düster brütenden Arbeitslosen daheim zu finden, sieht sie ihren Bruder Dominik im weißlinnenen Hirthemd Heu eintragen. Sie ergreift einen der Holzrechen, die Vater noch hergestellt hat und zieht gemeinsam mit der froh erzählenden, jüngeren Schwester Regine die knisternden Halme zusammen. Dann holen sie Melk, der die Schafe hütet und finden sich in der Dämmerung, in die der fromme Ruf des Alpsegens vom Berg klingt, im trauten Risletenhaus zusammen. Segen ruht auf dem friedlichen Wirken der Familie, in der die teuren Gestalten der Eltern fehlen, wo jedoch das Andenken an sie rührend lebt, als weile ihr Geist bei den Kindern, die sie zu früh verlassen mußten. —

Seit Magdalena Abegg Fabrikarbeiterin geworden ist, versteht sie gut, warum die Menschen aus den Städten in die Landschaft hinausziehen und in einem freien Sonntag, der Sonne hingegeben, Lebensfreude für ihren Lebenskampf schöpfen.

Auch Leni verlangt an diesem schwülen Septembersonntag, da sie die am Samstag gewaschenen Sachen bügelt, so sehr nach einem Ausruhen im Freien. Ihre Hand ist müde von der Tätigkeit mit dem gewichtigen Kohleneisen, dessen glühende Augen sie bei der Sonntagsarbeit vorwurfsvoll anstarren. Sie haben wenig Wäsche und müssen alles von der Leine weg immer sofort anziehen.

Regina hat ihren Aufsatz vorgenommen und kaut am Federhalter: „Ich schwitze vom Denken," murrt Reginchen, der nichts Rechtes einfällt, „möchte dir gern helfen."

„Gleich ist das letzte Stück fertig," erwidert die ältere Schwester und legt die letzte Falte in Dorlis Schulschürze. Es soll niemand sagen, daß in der Risleten keine Ordnung mehr sei. Sie besorgen den Haushalt wie einst die liebe Mutter.

Vor die Haustüre tretend, beachtet Lena erst jetzt den düsteren Gewitterhimmel. Es ist noch nicht sechzehn Uhr, und doch scheint schon der Abend anzubrechen. Von der unheimlichen Stimmung beunruhigt, steigt das Mädchen den Hang hinan, um die Kleinen zu holen.

Auf der Schafweide hockt Melk auf einem Felsblock, mit seinem im Schlafe regungslos vornüber hängenden Kopf, der in verwitterter Jacke steckenden Gestalt, uralt aussehend wie der Fels. Weder Kinder noch Schafe sind in seiner Nähe. Donnergrollen schreckt ihn aus dem Schlafe, er fährt hastig empor und starrt aus Augen, die sich ins Weiße verdrehen. Trotz seiner Verstörtheit weiß er sofort, was Lena auf der Schafweide sucht. „Im Wald!" schreit er sie an. „Schafe holen. Urfel suchen." Er trabt stöhnend hinter ihr her, die schnell begriffen hat, daß die Geschwister ihre Schafe, die oft zum Laubnaschen in den Wald laufen, heimtreiben sollten.

Schon fegt Windesbrausen wild über die schlaffen Blätter und Blumen, der Bergwald, vorher in brütender Hitze stumm, rauscht auf. So seltsam hüllte Dunkelheit noch nie die Mythenberge ein, und wann hatte Wetterleuchten so fahle, fast ununterbrochen flammende Blitze?

Melk sucht am Waldrand, wo er den Unterschlupf der Schafe kennt; Magdalena eilt nach dem Ort, wo sie Dominik mit den Kleinen vermutet, weil er vor dem Weggehen ein Körbchen an sich nahm, „die Brombeeren seien reif im Risletenschlag". Lena ist schon manchmal beim eifrigen Beerensuchen von Gewittern überrascht worden, so daß sich die Ihren um sie ängstigten. Doch dieser Gewittersturm übertrifft an Grauen alles Frühere. Der Bergwald füllt sich mit einem heulenden Wind, der die Baumwipfel mit Hagelschauern peitscht; unaufhörlich flackern Blitze, krachende Donnerschläge dröhnen und finden Widerhall in den Felsen, und das Tosen verschlingt des Mädchens angstvolle Rufe nach den Geschwistern. Die dicht niederprasselnden, eisigen

Hagelkörner tun ihr im Gesicht und auf den Händen weh, Nässe trieft aus ihren Zöpfen, und der Wind läßt sie bei ihrem furchtgetriebenen Berganke uchen kaum Atem finden.

Nur ihr Einfühlungsvermögen in den Wald, den sie kennt wie kaum ein zweiter Mensch, läßt sie die Stätte finden, wo Bäume gefällt wurden, wo ihr Vater starb und wo sie beinahe jeden Sonntag hingehen. Nun glaubt Magdalena die Kinder dort in der Hut der himmlischen Mächte und ist kaum verwundert, die Vermißten in dem Versteck des überhängenden Felsens zu entdecken, wo die Kinder Schutz vor dem Gewitter gesucht haben. Das Schaf Ursel ist bei ihnen. Leni lüpft Nik auf die Arme, Dominik hebt Dorli auf seine Schultern, denn hier können sie nicht bleiben. Das Schaf folgt ihnen.

Statt des Hagels fällt nun schwerer Regen nieder. Sein Rauschen geht unter in dem Brausen der Wildbäche, die noch am gleichen Tag als klare, vielerorts beinahe versiegte Wasseradern über die Flühe rieselten.

Wer jetzt unterwegs ist, hat einen bösen Heimweg. Die Geschwister finden sich zum Waldrand durch, wo Melk mit den aufgefundenen, ihm nachdrängenden Schafen dahinirrt. Als die Geschwister aus dem Gesträuch am Rande der Weiden treten, verrät ihnen Melks rauher Schrei der Freude seine überstandene Angst. Regine rennt ihnen entgegen und hebt Nik, der sich brav gehalten hat, unter ihre windgeblähte Pelerine. Magdalena kann ihre müden Arme sinken lassen. Wie aus Angst, sich noch einmal zu verlieren, schreiten die sechs Menschen, mit den nachstoßenden Schafen zu einer Gruppe geballt, durch den Gewittersturm, der ihnen kalte Regengüsse in die Gesichter schlägt. So gehen sie gegen den Wind und über die Weiden nach dem Risletenhaus. Die Ursel legt ihre Vorderfüße an den Holzriegel der Stalltüre, und die Schafe drängen in ihren Verschlag.

Käthe, betend, raunend, hat in der niedrigen Stube das Lämpchen angezündet, Brot auf den Tisch gelegt und holt nun den braunen Krug mit dem Milchkaffee. Sie essen etwas, legen die Kleinen schlafen, während die andern wachen.

Die Wucht des Gewitters ist noch nicht gebrochen. Regen rauscht aus nachtschwarzen Wolken. Wildbäche toben, wälzen Gestein, Erde und Bäume gegen das Tal. Doch, so bang diese durchwachte Sturmnacht für die Waisen und die alten Menschen ist, besteht auch jetzt zwischen der Landschaft, die unter der wilden Gewalt der entfesselten Wasser leidet, und ihnen, die unschuldig ihre Bergnot auf sich nehmen, ein Verwandtes. Diese Heimaterde und ihre Seelen gehören zueinander in schweigsamer Liebe.

Als der Tag graut, klaffen überall an den Berghängen die rotbraunen Wunden der aufgerissenen Erde. Es wird offenbar, daß der Riesbach mit seinem Schutt einen Teil der Schafweiden und den Kartoffelacker verheert hat. Doch die das Haus umgebende Matte und ihr Heim sind verschont geblieben. „Es hätte noch schlimmer sein können," trösteten sich die Leute im Risletenhaus. Mußten die Bewohner des tiefer gelegenen Rishofes nicht fliehen, weil der ausbrechende Bach das schöne Heimeli zerstörte?

Hatte Magdalena Abegg nach dem Tode der Eltern den Lebenskampf für eine Familie tapfer übernommen, bezeugt sie nun im Ertragen dieses so schwer belastenden Wasserschadens, daß die aufbauenden Eigenschaften ihres Charakters der Härte des Kampfes gewachsen sind. Als die Überschwemmung zurückgeht, Arbeitslose die verschütteten Straßen geräumt haben, geht Leni Abegg wieder unverzagt ihren Fabrikweg. Ihre Hände wetteifern mit ihrer Maschine, zu der sie Zuneigung gefaßt hat, weil sie für die Risleten verdienen hilft, an Schnelligkeit, um den Wert der verschütteten Kartoffeln zusetzen zu können.

Melk, fremden Menschen eine Last scheinend im armen Haushalt der Waisen, trägt in ausdauernder Arbeit Schutt ab von den Weiden, die wieder offen im Licht liegende, von Schutt und Gestein befreite Grasnarbe mit Freude rettend. Die Kinder helfen ihm, schieben Karren, pikeln, schaufeln, pflanzen junge Kirschbäumchen. Dominik ist durch das Unglück reifer geworden, trotz seiner Jugend ein rechtes Väterchen, er ist es wert, Bauer zu werden auf dem Heimwesen der Eltern.

Wachstum wird die Wunden der Landschaft heilen, so daß wieder sanftes Gras sprießen, daß auch das Kirschblust der kleinen Bäumchen einschmelzen wird in das Blühen der Heimaterde, die von Menschen wie Magdalena tief und stark geliebt wird.